



Mai 2020

KuPoGe – Open Call für Essays zur Corona-Krise

Dystopie oder Utopie?

Einige Überlegungen zu den Auswirkungen der Corona-Krise auf Museen

Ein Essay von Anna Greve

Am 18. März 2020 schlossen deutschlandweit die Museen ihre Türen. Noch ahnte niemand, dass dies für eine längere Zeit sein würde. Das Coronavirus breitete sich mit rasender Geschwindigkeit über die Welt aus. Erst eine Woche vorher hatte es geheißsen, dass Veranstaltungen mit über 1.000 Besucher/innen verboten werden würden. Da wird so mancher Museumsmensch gedacht haben: »So viele Besucher/innen haben wir sowieso niemals auf einmal...«.

Anhand ihrer früheren Eigenfinanzierungsquoten lässt sich erahnen, wie hoch die Einnahmeausfälle durch fehlende Eintritte und Sponsoren sind. Von entscheidender Bedeutung ist, wie lange der Ausnahmezustand anhält bzw. ob wir uns dauerhaft auf ein verändertes öffentliches Leben einstellen müssen. In jedem Fall muss es – wie für alle staatlich finanzierten Bereiche – in solchen Fällen angemessene und letztendlich auch gerechte Lösungen geben. Dass eine Eins-zu-Eins-Refinanzierung nicht möglich ist, wissen wir alle. Umso interessanter ist es, darüber nachzudenken, wie sich der Museumsbetrieb bzw. die Kulturszene insgesamt verändern könnte.

Habitus als modus operandi (Bourdieu) oder: Besucher/innen-Orientierung

»Was erwarten meine Besucher/innen?« – diese Frage beschäftigt viele Museen. Einfache Antworten sind darauf nicht möglich. Zu verschieden sind die Individuen, die sich für einen Museumsbesuch in ihrer Freizeit, im Rahmen einer Bildungsreise oder als gesellschaftliches Event entscheiden. Zugleich haben die Museen davon unabhängige, eigene Ansprüche an sich selbst: Sie möchten Wissen vermitteln, Orientierung in der Welt anbieten und sich als beeindruckendes Erlebnis in die Erinnerung ihrer Besucher/innen einschreiben.

Der Umstand, dass aktuell die Häuser mit den höchsten Eigenfinanzierungsquoten auch die gefährdetsten sind, hat seine Ursache wohl auch in der Tatsache, dass der Museumsbesuch als beliebtes (touristisches) Ereignis eine große Bedeutung hat. Der Internationale Museumsrat ICOM befürchtet, dass aus temporären Schließungen dauerhafte Abwicklungen von Institutionen werden könnten. Sofern die Ermöglichung eines analogen Besuchs der einzige Zweck von Museen wäre, stünden sie unter Corona-Bedingungen wirklich unter einem grundsätzlichen Legitimationsdruck. Museen sind aber mehr als das: Sammeln, Bewahren und Erforschen sind ihre traditionellen Aufgaben – Ausstellen und Vermitteln kamen erst sehr viel später hinzu.

Mit der Corona-Pandemie und danach sind wir alle schlauer: nicht mehr eindimensional planen, um schnelle Erfolge zu erzielen, die wie Kartenhäuser zusammenbrechen können. Dies gilt für die Produktion von Schutzmasken ebenso wie für die Besucher/innen-Orientierung von Museen. Das Potenzial der Häuser geht weit über Aktivitäten im Museumsraum hinaus: Sammlungsobjekte zeugen beispielsweise vom Bewältigen von Krisen (z.B. Seuchen, Revolutionen, Kriege) in früheren Zeiten und in anderen Gesellschaftskontexten, können also Handlungsalternativen eröffnen.

Im Anschluss an Forschungs- und Restaurierungsarbeiten kann darüber berichtet und in der Öffentlichkeit eine Diskussion angestoßen werden, auch wenn die Häuser selber für den Publikumsverkehr geschlossen sind. Beispielsweise mittels Tafeln unter freiem Himmel im öffentlichen Raum, vor denen man alleine denkt, zu zweit diskutiert oder über die man sich mit vielen anderen im digitalen Raum austauscht. Das wäre ein Modus radikaler Partizipation: barrierefrei, direktdemokratisch und die Deutungsmacht der Institution in Frage stellend, da nicht mehr kontrollierbar wäre, wie Museumsnutzer/innen über museumsbezogene Inhalte im Privaten, aber gerade auch in der breiten Öffentlichkeit der sozialen Medien kommunizieren.

»natürliche Bildnerie« (Goethe) oder: Digitale Vermittlung

Mit beeindruckender Geschwindigkeit haben die Museen ihre Aktivitäten im Netz ausgeweitet. Sie haben bewiesen: Eine geschlossene, analoge Ausstellung ist noch lange kein Grund dafür, sie nicht der Öffentlichkeit digital zu zeigen. Von der Erklärung einzelner Werke und Abteilungen über Künstler/innen-Interviews, virtuelle Rundgänge, Frage-Antwort-Spiele und Aufforderungen, Kunstwerke nachzustellen reicht das Vermittlungsangebot. Durch spannende Kameranchnitte und technische Tricks biegen sich stählerne Objekte grazil, wird Neugierde geweckt, Faszination erzeugt.

Schon zur Zeit Goethes war das Nachstellen berühmter Kunstwerke ein beliebter gesellschaftlicher Zeitvertreib, so in den *Wahlverwandtschaften* (1809) beschrieben. Auch heute lieben Menschen es, Kunstwerke nachzustellen, zu kommentieren oder auch sich selbst mittels Selfies zu porträtieren und zu zeigen. Wie eine Umfrage der Kulturpolitischen Gesellschaft auf dem Loccumer Kolloquium im letzten Jahr zeigte, sind Menschen heute weniger daran interessiert, passiv zu betrachten, zu lernen oder exquisite Qualität geboten zu bekommen; vielmehr wollen sie selber aktiv werden, anderen etwas zeigen und von ihnen bewundert werden.

Im Netz sind nicht nur Kulturinstitutionen und Künstler/innen frei in ihrem Schaffen, jeder/jede Bürger/in kann kreativ werden, Themen zur Debatte stellen und eine große Öffentlichkeit erreichen – genau das ist es, was die anziehende Wirkung von Instagram, Facebook und Twitter ausmacht. Insofern stellt sich die Frage, ob tatsächlich Interesse und Bedarf an den neuen digitalen Angeboten der Institutionen besteht. Ließe sich damit Geld verdienen? Was sind sie dem Publikum wert – gerade auch dann, wenn physische Museumsbesuche nicht möglich sind? Hierzu dürfen wir auf die ersten Erhebungen, Experimente und Diskussionen gespannt sein.

»was einer an sich selber hat« (Schopenhauer) oder: Besinnung auf Kernaufgaben

Kulturschaffende werden plötzlich von Seiten der Politik als systemrelevante Akteur/innen bezeichnet, der Deutsche Kulturrat und die Kulturpolitische Gesellschaft können dem nur zustimmen. Gleichfalls betonen sie, dass Institutionen, Veranstaltungen, Förderlogiken und Haushalte zu überdenken sind. Denn es liegt nahe, die Grenzen des Wachstums nun auch für den Kulturbereich zu diskutieren, eine Erneuerung im Bestand vorzunehmen: Inwiefern ist Kultur systemrelevant? Gibt es tatsächlich nennenswert viele Menschen, die derzeit ein konkretes Kulturangebot vermissen? Nutzen sie die Möglichkeit, vom gemütlichen Sofa aus im Netz ein Konzert zu hören, sich ein Gemälde erklären zu lassen? Oder freuen sie sich über die (zurück)gewonnene Zeit, um sich auf das zu besinnen, was ihn/sie ›wirklich‹ interessiert?

Museumsarbeit besteht hauptsächlich im Sammeln von Objekten, ihrem Bewahren und Erforschen. Zwei Meter Abstand sind für Restaurator/innen und Wissenschaftler/innen normal. Kulturgenießer/innen sind zumeist gebildete Menschen, die sich zu beschäftigen wissen und daher nicht so sehr unter Vereinzelung leiden. Im 17. Jahrhundert reiste man als Kavalier durch Europa, holte sich den Schlüssel oder ließ sich von einem Inspektor durch die Kunstsammlung führen. Vielleicht kommen solche Exklusivangebote wieder in Mode, werden in einer modernen Gesellschaft aber auch von Frauen und Stadtteilgruppen genutzt?

Statt einer diffusen Angst vor dem Ende der Kultur nachzugeben, wäre es sinnvoller, sich auf das Kernproblem zu besinnen, dass es immer mehr Menschen gibt, die Kunst und Kultur produzieren/bearbeiten und davon leben wollen, ohne dass gleichzeitig die Menge entsprechender Rezipient/innen und Geldgeber/innen wachsen würde. Diesem Phänomen müssen sich Politik und Kultur gleichermaßen stellen.

Kultur der Zukunft: Ein Vorschlag

Der Ruf nach robusteren Strukturen im Kulturbereich bedeutet, in einen gesellschaftlichen Aushandlungsprozess zu gehen: In welchem Maße und auf der Basis welcher Qualitätskriterien handelt es sich um staatlich zu fördernde Pflichtaufgaben, und wann ist das Subsidiaritätsprinzip anzuwenden. Die Freiheit der Kunst besteht für jedes Werk und Individuum. Die Grenzen zwischen dem Künstler/zur Künstlerin Berufenen und dem Gestaltungswillen aller Bürger/innen werden immer fließender. Insofern ist mit einem neuen Blick nicht nur auf die Kulturberufe, sondern auch auf das Ehrenamt und die gemeinnützigen Vereine zu schauen: Welche Berufsbilder, Entlohnungssysteme und Tätigkeitskombinationen kann es geben, damit überlebenswichtige Aufgabenbereiche – wie beispielsweise die Altenpflege – attraktiv sind und zugleich Energie für die Entfaltung eigener Kreativität – etwa im Bürgerhausatelier – übrigbleibt. Und andersherum gilt es insbesondere in den Studiengängen für Kunst- und Kulturwissenschaftler/innen zu vermitteln: Wer von Kunst und Kultur leben möchte, muss auch ökonomische Verantwortung für das eigene Überleben übernehmen, Rücklagen bilden und so gut sein, dass er/sie andere überzeugt, ihn/sie dauerhaft mitzufinanzieren.

PD Dr. Anna Greve, Bremen

Universität Bremen und Leiterin des Referats Museen, Staatsarchiv Bremen,
Landesarchäologie Bremen, Landesamt für Denkmalpflege, Obere
Denkmalschutzbehörde, Kulturgutschutz beim Senator für Kultur der Freien Hansestadt
Bremen